

(8. Fortsetzung.)

Der letzte Tag der Seereise war gekommen. Die Metropole der Neuen Welt mit ihrem Wald von Masten, mit ihren hunderttausend Häusern, mit den Kuppeln ihrer Kirchen, den gewaltigen Kolossalbauten ihrer Handelsplätze, den gigantischen, schwindelerregenden hohen Steinsäulen der Zeitungs- und Verlehrsgebäude lag vor ihm. Am markantesten hob sich vor diesem Gewimmel von Riesenbauten die kolossale Freiheitsstatue und die riesige Gängebrücke ab, welche, auf zwei gewaltigen Pfeilern ruhend, den Meeressarm des East River überspannte und New York mit der Schwesterstadt Brooklyn verband. Ein unwirklicher Schauer erfasste den jungen deutschen Edelmann, ein noch ungleich härter empfundenes Gefühl der Beklemmung und Hilflosigkeit, als er es am ersten Tage auf dem Ocean empfunden, und er bearrichte es fast mit einer Regung von Erleichterung und Dankbarkeit, als ihm sein Kabinengenosse den Vorschlag machte, noch ein paar Tage zusammenzubleiben und gemeinschaftlich eines der deutschen Boardinghäuser aufzusuchen, deren Adressen ihm ein in New York bekannter Mitreisender gegeben hatte, und ebenso bereitwillig sagte er ja, als ihm Fritz Kohler anbot, der Willigkeit wegen ein Zimmer zu theilen, denn sie hätten wohl alle beide Grund, ihre Baarmittel möglichst zu schonen. Bis ihnen — wie der Sprachregel lachend hinzufügte — oelumen sein würde, die erhoffte Silbermine in Colorado aufzufinden.

Hans von Langenhorn hatte die Absicht, sich eine oder zwei Wochen lang in New York aufzuhalten, um in den verschiedenen Firmenbetriebs- und Landanbau-Bureaus, die er sich auf dem amerikanischen Generalconsulat in Berlin hatte nennen lassen, Grundfragen über Klima, Bodenbeschaffenheit, Preise und Zahlungsbedingungen einzuziehen und eventuell gleich hier eine kleinere Farm anzukaufen. Fritz Kohler war erklärter Gegner, daß er sich zunächst einmal von den Strapazen der Reise erholen und, bevor er in die Gänge von Colorado und an die Arbeit gae, das New Yorker Leben ein wenig kennen lernen wolle. Und er war in der That den ganzen Tag über auf den Beinen, um sich auf den Strohen umherzutreiben, das brauende Auf- und Niederwogen der Menschenmenge auf dem Broadway an sich vorüberreiben zu lassen, gegen das, wie er meinte, die Leipziger-Straße in Berlin das reine Dorf wäre, oder er kniffte im Central-Park oder in der Fifth Avenue, wo jedes Haus ein Palast war. Die Abende und halben Nächte verbrachte er in den Theatern, in populären Concertlokalen und an anderen Orten, an denen weniger der Kunst als der leichtfertigen Terpsichore der gar der Glücksdämon gebildet wurde. Als eine Woche vorüber war, behauptete Fritz Kohler, daß er im nächsten New York ebenjotig Bescheid wüßte wie im nächsten Berlin.

Als Hans von Langenhorn sich an demselben Tage anschickte, der Besizer des Boardinghauses das fällige Wochengeld für Kost und Logis zu bezahlen, erfuhr er, daß sein Zimmergenosse, für ihn auszuliegen, da er kein Kleingeld mehr besäße und erst einer höheren Schein wechseln müßte, um an demselben Abend sagte er, als er schon die Thürschlüssel in der Hand hatte: „Apropos, fast hätte ich vergessen, lieber Herr von Langenhorn, helfen Sie mir doch, bitte, mit zehn Dollar aus. Sie wissen, ich habe kein Change. Morgen werde ich, dann oder ich Ihnen alles zusammenzurück.“

Der Angeerbte konnte sich zwar einer leisen Regung von Mißtrauen nicht erwehren, denn die leichtsinnige Natur seines Landmannes hatte sich ihm während der New Yorker Zeit in herabzuwürgelnder Weise offenbart, aber er vermochte es doch nicht über sich, den Gefährten, mit dem er nun schon über zwei Wochen Kabine und Zimmer getheilt und mit dem er glühend auf einen fast freundschaftlichen Fuß gekommen war, durch eine Ablehnung zu kränken. Am nächsten Tage wartete er vergeblich auf die Rückgabe des geliehenen und ausgeliehenen Geldes. Fritz Kohler schien die Angelegenheit ganz vergessen zu haben, denn er kam mit seinem Wort darauf zurück. Da er aber im letzten Augenblicke ganz unbeschäftigt, heiter scherzte und lachte, wie immer, machte sich der andere weiter keine Sorgen und unterließ es auch aus Furchtsücht, zu nahen oder auch nur die leiseste Anspielung zu machen und etwa sich zu erkundigen, ob denn der „große Schein“ noch nicht gewechselt sei. In zwei Tagen wollte er — Hans von Langenhorn — New York verlassen. Wenn er sich verabschiedete, würde es immer noch Zeit sein, den Zimmergenossen an die Abrechnung zu erinnern. Der ehemalige deutsche Offizier hatte sich entschieden, sich im Staate Wisconsin anzusiedeln. Dieser nordwestlich von New York zwischen den großen Seen gelegene Staat besaß ein Klima, das unter allen dem nordamerikanischen Bundesangehörigen Staaten demjenigen von

Norddeutschland vorzugsweise von Deutschen besiedelten Landstriches war ebenfalls eine ihm sehr zuzugende, da gerade die Weizenkultur hier in höchster Blüte stand. Hans von Langenhorn hatte sich bereits auf der ihm vorgelegten Karte einen kleinen Komplex von 100 Acres ausgesucht, dem er später nachbarterrain analysieren konnte, wenn er sich akklimatisiert und eingearbeitet haben würde. Am Tage vor der Abreise wollte er die Anjahlung leisten, und er hatte zu diesem Behufe die Anweisung, die er sich in Berlin auf eine New Yorker Bank hatte geben lassen, in baar umgekehrt. Freilich, es war ihm ein unangenehmes Gefühl, eine so große Summe bei sich zu tragen; aber schließlich konnte ihm ja in seinem Boardinghause im Herzen der großen Stadt nichts zu fehlen, und schon am nächsten Morgen wollte er in aller Frühe die Koffer laden und andere wichtige Einkäufe zur Bewirtschaftung der Farm besorgen.

Als er sich am Morgen um sieben Uhr erhob, war er nicht wenig verwundert, das Bett seines Gefährten leer zu finden. War der Nachtschwärmer vielleicht noch gar nicht nach Hause gekommen? Aber nein! Die eingedrückten und unordentlich durcheinandergeworfenen Kissen bewiesen deutlich, daß hier jemand seine Nachtruhe genossen hatte. Welcher Umstand mochte den faulenzenden jungen Mann, der sonst bis in die Mittagsstunde hinein zu schlafen pflegte, veranlaßt haben, heute eine Ausnahme von dieser Regel zu machen? Giltig kleidete er sich an, ohne weiter über diese Frage, die ja kein besonderes Interesse für ihn hatte, nachzudenken. Als er fertig war, griff er gewohnheitsmäßig unter das Unterbett, denn er schob hier jeden Abend beim Entkleiden seine Briefstasche unter. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es ihn. Nichts! Er griff noch einmal zu, nach allen Richtungen tastend. Wieder nichts! Eine heiße Aufregung ergriff ihn, und der Kraftschweiß trat ihm auf die Stirn. Mit frähtiger Bewegung riß er das Federbett in die Höhe, warf alle Kissen auf den Fußboden und suchte emsig, von der Briefstasche keine Spur. Er warf sich der Länge nach auf den Boden, schaute unter das Bettgitter und suchte. Auch hier nichts! Da durchdrang ihn eine plötzliche Ahnung. Aber er wies mit geistlichem Bemühen den furchtbaren Gedanken von sich ab. Mit wütenden Augen sah er sich im Zimmer um. Wo war Kohler? Er mußte ihn doch fragen, ob er irgend etwas Verdächtiges während der Nacht bemerkt habe.

Im nächsten Augenblick stürzte er zum Zimmer hinaus. „Missis Fisher!“ rief er mit gellender Stimme auf dem Flur.

Die ältliche Dame stürzte bei dem Schreckensruf aus dem Dinina-Room, in dem sie das Frühstück für ihre Boarders aufstellte. „Was ist der Matter, Sir?“

„Haben Sie Mister Kohler gesehen?“

„No! Aber Betty, unser Mädchen, erzählte, daß Mister Kohler heute früh um 6 Uhr das Haus verlassen habe.“

Der junge Deutsche erblöhte so bestia, daß ihn die Boardinghauswirthin erkrankt ansah.

„Ist Ihnen was, Mister von Langenhorn? Fühlen Sie sich nicht auf?“

„Ganz und gar nicht, aber ich habe den feuchenden Brust des Deutschen. Wo — wissen Sie nicht, wohin er gegangen ist?“

„No! Betty sagt, er sei sehr in der Horry gewesen.“

Hans von Langenhorn schlief erschüttert die Hände vor sein Gesicht und höhnzte laut auf. Es war kein Zweifel, Kohler war der Dieb und hatte ihm während des Schlafes die Briefstasche mit den 6000 Mark unter dem Leibe hervorgezogen. „Kann ich was für Sie thun, Mister von Langenhorn?“ fragte die alte Dame, ihren Boarder, den sie von einer plötzlichen Krankheit befallen glaubte, mitleidig anschauend. Der junge Deutsche ließ seine Hände sinken; seine Miene war verzerrt, seine Augen in farrern Entsetzen weit geöffnet. „Ja bin betäubt!“ stieß er in namenloser Aufregung hervor. „Sechstausend Mark!“ Plötzlich lebte eine daae Hoffnung in ihm zurück. Die Verweisung in ihm ideale ihm allerlei nartende Möglichkeiten vor. Vielleicht hatte er nicht auf nachgegeben, vielleicht hatte er die Briefstasche im Schlaf aus dem Bett geworfen. Hastig stürzte er in sein Zimmer zurück. Mrs. Fisher folgte ihm, so rasch es ihr bei ihrer Korpulenz möglich war. Mit vereinten Kräften suchte man im ganzen Zimmer umber, durchsuchte alle Winkel und alle Schubfächer von Tisch, Komode und Schrank. Nichts, nichts! Es war ganz klar: Hans von Langenhorn war tatsächlich bestohlen von seinem Zimmergenossen, und das einzige war, den breißen Diebstahl anzugehen.

Der Unglückliche machte sich, ohne die Aufforderung der Wirthin, doch zuerst zu frühstücken, zu beachten, auf

den Weg. Er hatte Mühe, sich dem Beamten auf der Polizeistation mit seinem gebrochenen Englisch verständlich zu machen. Als dies endlich gelungen war, suchte der Polizeibeamte mit dem Achseln. Da werde sich immer etwas machen lassen. Der Dieb war gewiß über alle Berge und hatte sich mit irgend einem Eisenbahnzug oder mit einem Dampfer auf die Flucht gemacht. Immerhin machte er sich ein paar Notizen und ließ sich das Signalement geben. Zuletzt notierte er noch die Adresse des Bestohlenen und gab demselben die Versicherung, daß man ihn benachrichtigen würde, sollte es gelingen, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen.

Ganz gebrochen machte sich Hans von Langenhorn auf den Heimweg. Die bittersten Vorwürfe erhoben sich in seiner zerknirschten Seele. War er nicht unentschuldig leichtsinnig gewesen? Wie hatte er sich nur mit solch einem Verräther, der sinnlos in den Tag hineinlebte, mit einem Menschen ohne jedes ernste Streben, ohne jeden stillen Halt in so intime Beziehungen einlassen können!

Hätte er nicht das, was nun eingetroffen war, bei einiger Ueberlegung voraussehen müssen? Es war ja gar kein Zweifel, daß der verkommene Burche, der schon zu Hause in Deutschland nicht ehrlich gearbeitet hatte, es von vornherein auf seine Blünderung abgesehen hatte! Natürlich! Wozum sollte er denn auch lesen wollen, da er doch gewiß die weiden ihm von seinen Eltern mitgegebenen Geldmittel längst verprakt hätte! Unentschuldig unbedacht und leichtsinnig hatte er selbst gehandelt. Er hätte sich vor die Stirn schlagen, sich selbst übergeben mögen! Konnte er sein Verhulden vor seinem Vater, vor seiner Schwester verantworten? Voll Vertrauen hatte ihm sein Vater einen großen Theil seines kleinen Kapitals ausgeteilt. Auf ihn sollten er und Gerda ihre Hoffnungen. Von seiner Klugheit und Tüchtigkeit erwarteten sie bessere, sorgenfreie Tage, das Glück der Zukunft. Und er — ein so bitteres, schneidendes Aufklagen entrang sich der gepreßten Brust des Unglücklichen, daß ihn ein Vorübergehender erkannt und erschreckt ansah — er hatte wie ein unmündiger Knabe sich bereits bei seinen ersten Schritten in der Neuen Welt um all seinen Besitz scheren lassen. Was nun? Heiße Schauer durchschüttelten den Unglücklichen. Sollte er nach Hause schreiben, ein offenes Bekenntnis ablegen, um eine weitere Summe bitten? Der Grützelnde biß die Zähne zusammen. Nein, nein! Er hatte das Recht verlernt, weitere Ansprüche an seinen Vater zu erheben. Lieber die schwerste Arbeit, lieber betteln gehen als seine unentschuldbare Thorheit eingestehen, als noch einmal ein Vertrauen zu verlangen, dessen er sich unwürdig erachtete, als seinen Vater auch noch um sein Legtes zu bringen.

Auf vor dem Boardinghaus schlüßte noch einmal eine frühe Hoffnung in ihm auf. Wenn Fritz Kohler zurückgekehrt war! Wenn er ihm unrecht that! Wenn sich seine Briefstasche irgendwo im Zimmer vorgefunden hätte!

Er stürzte durch den Haußflur, die Treppen hinauf und befragte die Wirthin. Doch nichts, nichts! Mrs. Fisher suchte mit einer bedauernden Miene die Achseln. So war denn aller Zweifel ausgeschlossen. Er war arm, bettelarm in fremdem Lande. Außer den drei oder vier Dollar Kleingeld in seinem Portemonnaie besaß er nichts. Wie würde er nun sein Leben fristen, wie sich vor dem drohenden Untergang retten? In dumpfer Betäubung verbrachte er den Rest des Tages, über sein Schicksal brütend. Als und zu juchte ein Hoffnungsfunke in ihm auf, und so oft die Murrflingel erklärte, horchte er mit onahaltendem Athem auf. Kam vielleicht ein Bote von der Polizei? Hatte man den Dieb erwischt und ihm die Beute wieder abgejagt? Aber nichts, nichts! Am andern Morgen eilte er wieder zur Polizeistation. Die Auskunft, die man ihm gab, war trostlos. Man hatte zwar Nachforschungen auf den Eisenbahnhöfen und den verschiedenen Ansenstellen von Dampfschiffen angestellt, aber das Resultat war immer dasselbe gewesen: niemand erinnerte sich, ein Individuum wahrgenommen zu haben, das der oernehmen Beschreibung entsprach. Langsam, den Kopf auf die Brust hängen lassend, schlich Hans von Langenhorn nach seinem Boardinghaus. In seinem Zimmer sah er wieder eine ganze Weile wie betäubt in trostlosen Sinnen versunken. Endlich trat er auf und durchsuchte das Zimmer ein paar Minuten lang mit erregten Schritten. Neht blieb er mitten im Zimmer stehen und kämpfte mit gewaltiger Willensanstrengung gegen die Aufregung, die seinen Verstand zu verdrängen suchte, deren Opfer er nun seit vierundzwanzig Stunden war. Er biß die Zähne zusammen, sehte sich wieder und versuchte mit Mühe zu überlegen. Zum Glück hatte er Kost und Logis für eine Woche vorausbezahlt. Er hatte noch drei Tage vor sich, dazu ziemlich

vier Dollar Baargeld. Bevor diese Mittel erschöpft waren, mußte er irgend eine Beschäftigung gefunden haben. Seinen schönen Plan, nach Wisconsin zu gehen und Farmer zu werden, mußte er natürlich aufgeben, denn auch bei ruhiger Ueberlegung konnte er sich nicht entschließen, sich an seinen Vater zu wenden. Nein, seine Pflicht war, sich aus eigener Kraft aus der Nothlage, in die ihn eigenes Verschulden gebracht, wieder herauszubekommen.

Am andern Morgen stand er in aller Frühe auf. Auf der Straßensaukte er ein paar deutsche Zeitungen und sah zugleich an einer Straßenecke beargigt die Inserate durch. Aber eine bittere Enttäuschung erfuhr ihn. Da waren lediglich Handwerker, Bäcker, Schlächter, Tischler usw., die verlangt wurden. Einige der Annoncen waren auch in einem so barbarischen deutsch-englischen Kauderwelsch abgefaßt, daß er sie gar nicht verstand. Da hiess es z. B.: „Einige erste Klasse Bensch und Floor Moulders verlangt, welche auf erster Klasse Machinery Castings geübt sind.“ Außerdem wurden ein paar Hausknechte gesucht; den betreffenden Annoncen war aber ausdrücklich beifügt, daß Englisch verlangt wurde, und der Stellenfuchende mußte, daß er nur mit Roth und Mühe ein paar zusammenhängende Worte hervorbringen konnte. Aber auch abgesehen davon, das Gefühl des ehemaligen deutschen Offiziers trübte sich mit aller Macht gegen den Gedanken, sich zu einer so niedrigen Thätigkeit herabzusehen zu sollen.

Am nächsten Morgen war es nicht viel besser. Wieder wurden in den meisten Interaten Handwerker verlangt, daneben ein paar Kellner und Verkäufer; bei beiden Kategorien wurde aber ebenfalls ausdrücklich die Bedingung gestellt: fließend englisch sprechen. Den jungen Deutschen dachte die Verarmung. Am nächsten Tage lief die Woche ab, und er mußte den „Board“ im Betrage von sechs Dollars im Voraus bezahlen. Siebende Angst erfaßte ihn. Was sollte er der Boardinghauswirthin lassen? Kredit beantragen? Worauf hin? Nein, es wäre eine unehrliche, unwürdige Handlung gewesen, Kost und Logis in Anspruch zu nehmen, ohne zu wissen, womit bezahlen. Was nun?

Mit lieberlicher Geschäftigkeit begann er zu überlegen. Die Gedanken schossen ihm im Hirn hin und her. Doch der eine war so unfruchtbar und unrealisierbar wie der andere. Ein Anset aufgeben? Auf welche Fertigkeiten sollte er sich dabei berufen? Mit seiner Schulbildung konnte er in dem englisch sprechenden Lande nichts anfangen. Und was verstand er noch? Reiten, die Behandlung von Pferden und etwas von der Landwirtschaft. Da kam ihm ein reitender Gedanke. Wenn er sich um eine Anstellung in einem Reitinstitut oder in einem ähnlichen Etablissement bewarb? Einen Vohen als Reitlehrer wie einst in Berlin konnte er hier nicht verlieren, eben wegen seiner geringen Kenntniss der Landessprache, aber als Pferdebesitzer konnte er sehr wohl seinen Mann stellen. Freilich, das war eine sehr niedrige Stellung, die im Grunde nicht viel besser war als die eines Hausknechtes. Aber er hatte keine Wahl.

Nach einiaem Ueberlegen entschied er sich, auf das Aufgeben einer Annonce, die sicherlich den größten Theil seines geringen Geldbeitrages geloset haben würde, zu verzichten. Zweckentsprechender erschien es ihm, einfach bei verschiedenen Reitinstituten und Verhöllsten persönlich anzufragen. Mit Hilfe eines Adreßbuches leate er sich eine Liste an, und am nächsten Tage machte er sich auf den Weg. Es war eine harte Aufgabe, von Haus zu Haus zu wandern, die kurzen, harschen Abertreibungen und gelegentlich rohen Schimpfphörer, mit denen man ihn von mancher Schmelde wies, ruhig einzusteden und sich immer wieder zu einem neuen Versuche aufzuraffen. Aber die eiserne Nothwendigkeit zwang ihn. Es gab keinen anderen Ausweg aus dem Dilemma, zum Bettler herabzusinken oder zugrunde zu gehen und auf der Straßenele zu verbummern. Endlich gegen Abend lachte ihm der Erfolg. In einem Leihstall, der Pferde in Pension nahm und eigene Pferde zum Reiten und Aufsahren auslieh, war durch einen eben stattgehabten Unfallsfall der Posten eines Pferdepflegers frei geworden. Hans von Langenhorn wurde mit zwanzig Dollars monatlichem Gehalt neben freier Station engagiert. Eine große Sorge war er nun los, und eine gewisse innere Geborgenheit durchströmte ihn, und er sah der Zukunft mit größerem Vertrauen entgegen. Die Hauptfacke war ja, daß er zunächst sein Leben friste, bis er sich in die fremden Verhältnisse eingelebt und die Landessprache erlernt haben würde. Ein Mißklang in seiner frohen Stimmung war es, daß ihm eine neben dem Stall befindliche Kammer angewiesen wurde, in der ein großes, zweifachläufiges Bett stand, das er mit einem neuen Kollegen zu theilen hatte. Seine Sachen holte er noch am sel-

ben Abend vom Boardinghause. Als er mit seinem Koffer den schmalen, kleinen Raum betrat, der für die nächste Zeit sein Heim darstellen sollte, sah er sich einem großen, stämmigen Mann in autem Jacketanzug gegenüber. Er lästete höflich seinen Hut und schlug nach jahrelanger Gewohnheit, die er trotz seines Bemühens noch nicht hatte ablegen können, die Haden zusammen. Da ging ein Leuchten des Verständnisses über das ernste Gesicht des andern, und er sagte, seine Hand dem Erkanteten freundlich entgegenstreckend: „Willkommen! Ich freue mich, in Ihnen einen ehemaligen Kameraden zum Weltaenossen zu erhalten.“

Der Eintretende starrte den Sprechenden in sprachloser Ueberaschung an, seinen Koffer in der Hand, bis ihn der andere lebenswürdig einlud: „Wollen Sie sich's nicht bequem machen?“

Da kam es wie ein Aufstöhnen über ihn. „Wie, Sie sind auch —?“

Der andere nickte lächelnd. „Auch ehemaliger deutscher Offizier — ja! Doch Sie es noch vor nicht langer Zeit gewesen sind, habe ich Ihnen auf den ersten Blick angetehen. Mein Name ist von Fintenberg, hier einfach Berg, ehemals Leutnant bei den Belgardern.“

(Fortsetzung folgt)

Das gefälschte Testament.

Den ganzen Winter über befand sich die höhere Petersburger Gesellschaft der Millionenerbschaft des Fürsten Dginskii wegen einer nicht geringen Aufregung. Die Nachricht, daß der gewaltige Reichtum von über zehn Millionen Dollars nebst Titel und Familienwappen an den jungen eleganten Probrashenzen, einen Offizier des Garderegiments, fallen sollte, dessen Uniform der Jar für gewöhnlich trägt, wurde von dem oberen Zehntausend sehr günstig aufgenommen. Keiner fand etwas dabei, daß alle nächsten Verwandten des Fürsten übergegangen waren. Es war ja eigentlich ganz selbstverständlich, daß dem Vertreter der Petersburger Lebewelt, der in harmlosen Mufelstunden Hunderttausende am grünen Tisch zu verlieren verstand, der alte Bogdan Dginskii seine Millionen in den Schoß warf, denn der junge Wonsjarjarski war kein Geizhagen und verstand es, das Geld unter die Leute zu bringen.

Sein Vater genoh als verabschiedeter höherer Offizier des Garderegiments zu Pferde den Auf eines tüchtigen Geschäftsmannes. Er war es, der sich unter jenen Mitgliebrern der Postamantilla befand, die das Jalaubentauer infenierten und Ruhland durch die famose Holzkonzeffion in den unglücklichen Krieg hineindrängten. Er war es, der dem berüchtigten Besorrasow treu zur Seite stand und aus der ganzen Affäre, in die forgar der Monarch des Landes mit einigen Millionen verwickelt wurde, Kapital schlagen wollte. Damals wurde das geschäftliche Genie des alten Wonsjarjarski in allen Salons gepriesen. Ja, man ging so weit, ihn mit Cagliostro zu vergleichen, so geschickt verband der Mann seine Geschäfte abzuwickeln und hochgestellte Persönlichkeiten zur Theilnahme an recht fragwürdigen Unternehmungen zu bewegen. So gelang es Wonsjarjarski sen., eine Konzeffion auf der Tschuktschenhalbinsel zu erhalten, die er für zwei Millionen Rubel an Engländer verkaufte. Wo diese Millionen geblieben sind, wissen heute vielleicht nur der Sohn und die Spieltische im Kaiserlichen Jagtklub, der erlustigen Vereinnigung Petersburgs. Doch die Geschäfte des alten Cagliostro begannen zu verfallen und das Glück lehrte ihm den Rücken.

Da plötzlich tauchte die Nachricht von der fabelhaften Millionenerbschaft auf. Heute, wo alle Welt weiß, daß das Testament des Fürsten Dginskii gefälscht ist, sagen sich manche, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, und daß der junge glänzende Gardeoffizier Wonsjarjarski manches von der Talenten seines Vaters geerbt hat. Allerdings wollen einige Kreise wissen, daß Wonsjarjarski das Testament nicht selbst gefälscht hat, sondern von einer Sippe zu dem Betrug überredet worden ist, denen an dieser Testamentsänderung aus politischen und selbsttuchtigen Gründen lag. Wie dem aber auch sein mag, es kann als feststehend betrachtet werden, daß der junge Wonsjarjarski den Reichtum nicht ohne Zustimmung seines Vaters vornahm.

Die Petersburger Gesellschaft liebt es nicht, nach dem Woher und Warum zu fragen. Geschieterte Existenzen werden schnell der Vergessenheit überliefert, und Glückspilzen wird Beifall getollt. Die Erkenntlichkeit der Petersburger großen Welt ist nach der Epoche des Gründertums stark gesunken, nachdem die ältesten Namen und Vertreter alter Fürstengeschlechter in allerhand bunten Geschäfte verwickelt wurden. Seit jener Zeit öffneten sich die sonst streng geschlossenen Thüren

der Salons der Welt Damen allerhand fragwürdigen Existenzen.

Der große Börsefrauch, der Krieg und die Revolution haben wenig daran geändert. Im Gegenheil, der Tanz um das goldene Kalb wurde weit lebhafter, und alles kniete und bühnte um den Mammon. Kürzlich ließ sich in Petersburg ein sibirischer Goldindustrieller, ein früherer Gemeindefchreiber und sehr dunkler Geschäftsmann, nieder, der den Vorzug besaß, sein Vermögen nach einigen Duzend Millionen zu zählen. Er heirathete eine Dame der großen Welt und macht jetzt ein großes Haus in Petersburg. Man sieht daraus, daß die russische Aristokratie nichts weniger als strupulos ist. Muß doch auch der Ursprung der Senatorenrevision gerade in aristokratischen Kreisen gesucht werden, die der Besetzung und den fabelhaften Unterschlagungen und Käschungen zuerst Thor u. Thür öffneten und sie heute als etwas Selbstverständlich betrachten. Es wird in den Petersburger Salons ganz offen über den ganzen Unfinn der Senatorenrevision gesprochen, wobei man das seltenheit hört: „Ach was, früher nahmen die Intendanten eine Kleinigkeit, jetzt nehmen die Senatoren das Dreifache. Das ist der einzige Unterschied! Wer recht hat, will ich nicht entscheiden, doch fürchte ich, daß in diesem Auspruch ein Körndchen Wahrheit liegt.“

Dafür bürgt folgendes Gespräch mit einem Minister, für dessen Wahrheit der Fürst Reschitschewski in seinem Grafshaban garantiert.

„Gut Ergelzen, entschuldigen meine Frage, aber wie ist gekommen, daß dem Senator N. die Revision übertragen wurde?“

„Wieso?“

„Nun, N. besitzt doch die aller-schlechtesten Reputation.“

„Das weiß ich, und darum habe ich ihm die Revision übertragen. Reiner vermag Spigbüben besser zu verbiern, als ein gewiegter Spigbube.“

Das ist jedenfalls sehr deutlich gesprochen.

So kam es, daß in einer so bis aus Mark forumpierten Gesellschaft niemand die Frage aufwarf: Wie kommt Fürst Dginskii auf den Unfinn, sein Reichtum an einen fremden Familie zu vermachn? Heute fragen alle danach. Es wird behauptet, daß entfernte Verwandte des Fürsten, die Plautins, zuerst von einer Teltamentsfälschung gesprochen haben. Jedemfalls gefach es eines Tages, als Wonsjarjarski sich schon für den sichersten Besizer von Millionen hielt, daß das ganze Gebäude von Lug und Trug zusammenbrach und Wonsjarjarski den bunten Rod ausziehen und mit Arrestantenkleidern verlaufen mußte. Schon hatten verschiedene Leute Wonsjarjarski mehrere Millionen vorge-schossen, um ihm aus „kleinen“ Verlegenheiten zu helfen, da er sich eines Tages ein Mitglied des Reichsrathes, ein hoher polnischer Aristokrat, beim Justizminister und erklärte mit positiver Bestimmtheit, daß das Testament gefälscht sei, weil es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, daß Fürst Dginskii sein riesiges Vermögen Wonsjarjarski vermacht habe, zumal er ihn nie in seinem Leben gesehen. Der Justizminister drückte auf sein Tischtelefon und ließ sich dem Bezugsgericht verbinden. „Wie steht es mit dem Testament des Fürsten Dginskii?“ hieß seine Frage. „Wir beileen uns nach Möglichkeit; es wird morgen bestätigt werden. Leider gibt es nicht schneller.“ „Ihr Bemühen war umsonst,“ rief der Justizminister in das Hörrohr, ich habe eben erfahren, daß das Testament gefälscht ist.“

Der Justizminister hing das Sprachrohr an seinen Platz. Die Bestätigung des Testaments konnte nicht mehr aufgehoben werden, nur die Unterschreibung des wichtigen Aktes der Uebergabe des Fürstentitels und des Familienwappens unterblieb. Damit begann der große Fällungsprozeß, der den jungen Wonsjarjarski und seine Helfershelfer nach Sibirien bringen wird.

Wer auf andere zu viel Rücksicht nimmt, wird finden, daß man ihn hütwenig berücksichtigt.

Der gleiche Sturm, der die kleinen Feuer auslöscht, facht die großen an.

Von einer Reformierung Wallstreets ist wieder einmal die Rede. Wahrscheinlich will man es zwingen, die Kammerchen nur noch in Handschuhen vorzunehmen.

Die englischen Suffragetten wollen den japanischen Ringkampf lernen, um ihre männlichen Gegner zu bezwingen. Ob das die Damen für die Ehe begehrenswerter machen wird?

Durch nichts verrät die Lüge sich so leicht als durch übermäßige Betueurung.

Frauen, die oft weinen, weinen nicht lang, und solche, die lange weinen, weinen nicht oft.